Nr. 529. 38. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 18. Oktober 1909

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Der Dreizehnte.

T. W. „Allerchristlichster König, der Sie für ein ritterliches Volk Edelmut und Allmacht bedeuten, verachten Sie nicht die demütige und glühende Bitte der Tochter Ferrers. O König, der Sie gleich Gott über Leben und Tod bestimmen, lindern Sie durch eine Regung Ihres edlen Herzens meiner Seele Angst und hören Sie gnädig die demütige und glühende Bitte der Tochter Ferrers . . . .“ Hat Paz Ferrer, des Freidenkers schöne Tochter, diese wundervollen Worte selbst gefunden, oder hat ein feinempfindender Künstler des pathetischen Stils sie ihr aufgesetzt? In ihrer Demut und ihrer Glut lassen sie das meiste erbleichen, was die Dichter flehenden Frauen in den Mund gelegt, und mit ihrem zweifach wiederholten Ausklang haben sie die ergreifende Eindringlichkeit eines biblischen Gebets. Sie haben nur den nicht gerührt, für den sie bestimmt waren, und der „allerchristlichste König“ hat sie nicht zu erhören geruht. Am Schlusse des vierten Aktes von Victor Hugos „Hernani“ begnadigt, vor dem Grabmal Karls des Großen, Karl der Fünfte die Verschwörer, und zum Grab des Reichsgründers gewendet sagt er: du hast mich die Milde gelehrt! Der dreizehnte Alphons, der blasse Erbe dieser mächtigen Ahnherren, hat eine solche Regung jenem großen Grabe, das Spanien heißt.

Hat dieser Jüngling ein so verhärtetes Gemüt, daß das Mitgefühl nicht hineindringen vermag, und kommt es ihm wie seinem Vorgänger Philipp, auf ein Verbrechen mehr oder weniger nicht an? Ich habe ihn in wichtigen Augenblicken seines Lebens gesehen, und er hat nicht den Eindruck eines verstockten Menschenfeindes gemacht. Am 20. April 1898 sah ich ihn in jener feierlichen Sitzung, wo Marie-Christine in Gegenwart der goldverbrämten Granden und der Cortesdeputierten den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte — und der zwölfjährige Knabe, blaß in seiner grauen Uniform, schien auf seinem Thronsessel durchaus kindlich vergnügt. Er war dann König geworden war, sah ich ihn nach dem Attentat in der Rue St. Honoré in Paris — und er schritt stolz und beglückt durch die Säle am Quai d'Orsay, wo der Minister des Äußeren eine Soirée zu Ehren des Gastes gab. Er halte in Paris die jungen Damen der „Halle“ geküßt, die ihm Blumen dargebracht hatten, und er hätte in seiner Freude gewiß gern noch andere Personen, mit Vorliebe weiblichen Geschlechtes, umarmt.

Der Jüngling von Madrid hat also gewiß nicht die Neigungen eines Nero oder eines Caligula, aber wie manchem seiner Berufskollegen fehlen ihm zur selbständigen Erkenntnis die Reife und die Fähigkeit. Marie-Christine, die sonst eine treffliche Mutter war, hat ihn frühzeitig den Pfaffen überliefert, und die Pfaffen haben seinen Geist geknetet und gedrillt. Ueberzeugt, daß ein König von Regierungsgeschäften nicht zu viel verstehen dürfe, begünstigten sie lächelnd seine Leidenschaft für ritterlichen Sport, und er schoß Tauben, raste im Automobil herum und interessierte sich, wie andere, lebhaft für jeden Flugapparat. Man muß auch bedenken, daß er, infolge von Tradition und Erziehung, seine Herrschaft für etwas Heiliges, Unantastbares hält, und daß jeder, der den Segen dieser erlauchten Herrschaft anzweifelt, ihm bereits ein Verbrecher scheint. Aber die Könige und die Völker sollten allmählich begreifen, daß das Recht des ahnenreichsten Regimes erlischt, wenn die moralische Berechtigung fehlt. Die Menschen auf dieser Erde haben sich in grauer Vorzeit Führer und Fürsten gewählt, weil sie der Meinung waren, ein solches System diene zu ihrem Wohl. Dort, wo die Voraussetzung nicht mehr zutrifft, verliert der Kontrakt seinen Sinn, und die Fortdauer des Regimes wird zu einer Frage äußerlicher Macht.

Ferrer ist am dreizehnten niedergeknallt worden, und Alphons der Dreizehnte dürfte finden, daß diese Zahl ein wenig oft an seinem Lebenshimmel erscheint. Der „allerchristlichste König“, der, wie die flehende Paz Ferrer sagt, für sein Volk Edelmut und Allmacht bedeutet, ist in Wahrheit ein „Dreizehnter“, ein Unglücksmensch, ein armer Teufel, dem man nun keine Ehrenpforten mehr bauen, den keine Dame der „Halle“ mehr küssen wird. Er, der „gleich Gott über Leben und Tod bestimmen“ soll, ist gewiß nicht fähig, eine Anklage oder ein Urteil zu wägen, und er hat blind den Weisungen gehorcht, die ihm sein Beichtvater und der kalte Renegat Maura erteilt. Es kann sich auch in Zukunft noch ereignen, daß ein Fürst, dessen geistige Fähigkeiten der Sport nicht genügend entwickelt hat, so zum Spielball in der Hand eines Ministers wird oder die seinen Vorfahren verliehene Macht gewissenlos mißbraucht. Und darum muß man es, über den einzelnen Fall hinaus, froh begrüßen, daß heute die Kulturwelt sich protestierend erhebt, denn diese Einmütigkeit der frei gesinnten Menschen ist für die Regierenden eine Lehre und für die Völker eine Garantie.

* * *

Protest.

Die Unterzeichneten glauben sich mit allen selbständigen Deutschen einig in der Empörung über den an Ferrer verübten Justizmord. Wir halten die Kulturgemeinschaft aller freien Denker, gleichgültig welcher Rasse, welchen Berufs, welcher Richtung, für illusorisch, wenn sich nicht alle zu einem einmütigen Protest gegen die Bluttat spanischer Willkür erheben.

Wir bitten jeden unserer Landsleute, der unserer Meinung ist, sich uns anzuschließen. Diese Kundgebung wird mit den Namensunterschriften den geeigneten Stellen in Madrid übermittelt werden.

Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer, Berlin W. 57, ist erbötig, die Unterschriften entgegenzunehmen.

Lujo Brentano. Richard Dehmel. Ernst Haeckel.
Gerhart Hauptmann. Max Liebermann. Julius Meier-Graefe.

* * *

Beschränkung der Immunität in Spanien.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Madrid, 17. Oktober.

Der Justizminister brachte ein neues Prozeßgesetz betreffend die strafrechtliche Verfolgung von Senatoren und Deputierten ein, wodurch die Immunität der Abgeordneten erheblich beschränkt wird. Gleichzeitig verlangt der Generalkapitän von Barcelona die Genehmigung des Parlaments, um den Senator Soly Ortega in den Anklagezustand zu versetzen, weil sich Verdachtsmomente ergeben hätten, daß er der Urheber des (gescheiterten) Versuchs, das Jesuitenkolleg anzuzünden, sei.

L Paris, 17. Oktober.

Der Spezialkorrespondent des „Matin“, Hedemann, meldet seinem Blatte aus Madrid, daß Maura und sein Kabinett nicht abdanken wollen. Das Kabinett besitzt das Vertrauen des Königs und der Majorität der Kammer und glaubt die Ordnung durchsetzen zu können. Die liberale Partei sei gegen das Kabinett, aber ihr Führer Moret würde voraussichtlich die Bildung eines neuen Ministeriums nicht übernehmen. Dieser Schilderung des Grafen Romanones, den früheren spanischen Justizminister, der im „Petit Parisien“ erklärt, daß die Lösung der Krise nur im freiwilligen Rücktritt Mauras bestehen könne. Dieser müßte endlich die unglücklichen Folgen seiner Politik erkennen.

Massenmeeting in Paris.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 17. Oktober.

Die von der sozialistischen Partei organisierte Massendemonstration gegen die spanische Regierung gestaltete sich zu imposanter Kundgebung demokratischen Geistes. Nach annähernder Schätzung nahmen mehr als **vierzigtausend Manifestanten** an dem Zuge teil, der sich vom Clichyplatz bis zum Concordeplatz bewegte. Die Menge, die auf Straßen und Plätzen harrte und die Terrassen des Tuileriengartens füllte, zählte nach Hunderttausenden. Dennoch ist bis auf einen unerheblichen Zusammenstoß in der engen Rue du Rocher keine Störung zu verzeichnen. Die Sozialisten hielten unter Leitung ihrer Deputierten, Gemeinderäte und anderer durch rote Armbinden bezeichneten Vertrauensmänner musterhafte Ordnung. Die Regierung hatte ein großes Aufgebot von Polizei und Truppen verwandt, nicht um die Manifestation zu unterdrücken, sondern um sie in Bewegung zu halten und, wenn es nötig werden sollte, die Bürgerschaft vor Ausschreitungen zu schützen, es war aber nicht nötig.

Der von der „Humanité“ vorgezeichnete Weg wurde genau innegehalten. Es war unter Aufsicht der Deputierten Varenne und Renaudel eine Absperrungslinie sozialistischer Vertrauensmänner aufgestellt, die dafür sorgte, daß der Zug das Gebiet in der Umgegend der spanischen Botschaft respektierte. Niemand versuchte, diese Linie zu durchbrechen; auch Rufe gegen die Armee oder Beschimpfungen der Polizei wurden vermieden. Niemand trug Waffen. In endlosem Zuge marschierten die Gruppen vorbei. Nur Rufe „Hoch Ferrer, nieder mit den Pfaffen!“ wurden laut und einige Abteilungen sangen die Internationale. Schweigend standen zur Seite des langen Zuges Garde Républicaine, Kürassiere, Polizisten. Von der Höhe des Montmartre an bis zum Concordeplatz war das Stadtgebiet militärisch besetzt.

Der Park Monceau, der sonst von Kinderscharen und Spaziergängern belebt ist, war geschlossen. Hinter den vergoldeten Toren waren einige Kompagnien Infanterie und eine Abteilung Kürassiere postiert, die sich zwischen den herbstlich gefärbten Bäumen und den weißen Statuen malerisch gruppierten. Die Straße vor der Gesandtschaft war wie ausgestorben, nur die Straßenbahn klingelte vorüber. Auch sie wurde von Schutzleuten besetzt.

Um 2 Uhr ist der Platz an der Avenue Villiers, wo es Mittwoch abend zum Zusammenstoß kam, von Menschen gefüllt. Kürassiere und

„Hamlet“ im Deutschen Theater.

Matkowsky und Kainz, so heißen unsere letzten „Hamlet“-Eindrücke, denen sich nun Alexander Moissi, Reinhardts Dänenprinz, zugesellt. Zum Fortinbras geboren, quälte sich Matkowsky mit einer Aufgabe, die seinem Dämon Handschellen anlegte. Nur einmal riß er sich von der Kette los, in der Schauspielszene, da er wie eine dräuende Bestie die Thronesstufen hinaufglitt und die Worte des Komödianten, mitsprechend, mitleuchend, dem König ins Gesicht schleuderte. Kein Wunder, daß sein künstlerischer Antipode, daß Josef Kainz gerade in dieser Szene kalt blieb. Sonst aber ist er, auf der Höhe seines Könnens, der ideale Hamlet. Ein Prinz aus Genieland, ein schlanker Kavalier, geistig nicht bloß dem Polonius und dem Güldenstern, sondern auch seiner „Tat“ überlegen, jenem plumpen Zustechen, das ihm wie eine atavistische Genugtuung erscheinen mag. Wie er sie zugleich begeht und verachtet, wie er im Grunde nur einen Gegner hat: sich selbst, das ist ein wundervolles Erlebnis. Sein Höhepunkt: der Schluß, da der Sterbende sich auf den Thron schleppt und sich mit einem Regierungsakte, mit der Wahl des Fortinbras, wahrhaft „höchst königlich bewährt“.

Moissis Hamlet ist weder der entfesselte Dämon, noch der superiore Geist, der die Welt mit zuckendem Munde verachtet. Seine Leistung prägt sich dem Gedächtnis nicht in einem unvergeßlichen Gipfel ein. Aber es gibt für ihn auch keinen weinerlichen Moment wie für Matkowsky, keinen frostigen wie für Kainz. Es ist leicht, aufzuzählen, was ihm fehlt. Man kann diesem schmächtigen Knaben Hamlets Geburtsschein vorhalten, wie ihn der Totengräber im Rückblick auf dreißig Jahre ausstellt. Man kann „des Kriegers Arm“, das jähe Ungestüm, Lucifers Bitternis am ihm vermissen. Hamlet ist jedoch eine Welt und keine Rolle. In dieser Welt planlos umherzuirren, oder, noch schlimmer, das neueste Kursbuch der „Auffassungen“ nachzuschlagen, ist Moissis Sache nicht. Er befragt, wie beim Faust, mit der unbekümmerten Sicherheit des Instinkts sein Herz, und er findet ein Gestirn, das seinem Schwunge erreichbar ist. Sein Hamlet ist der Leidende, der Gütige, der Schwache. Er ist in Wahrheit Hans der Träumer, seiner Sache fremd. Enttäuschung eines Idealisten durch die Welt, das ist das große Erlebnis des Prinzen. Wo aber kann dieses Geschick sich wilder entladen, sich rührender manifestieren als in der aufgewühlten Seele eines Knaben?

Hamlet, der Minderjährige, hat den Feind nicht, wie der Kainzsche Weltmann, in der eigenen Brust zu suchen. Er sieht Widersacher ringsum, und der Schmerz glimmt in seinen Augen, zuckt in seinen scheuen Worten, wie er nur aus Alexander Moissis Blick und Stimme wetterleuchten kann. Seine jungen Dulder sind von innen heraus, aus den Tiefen eines wunden Herzens verklärt, und es ist unmöglich, sich der Beredsamkeit seines leidgeborenen Lächelns zu entziehen. Diesem Künstler steht die Seele in Flammen, und wenn er Shakespeares Dialektik auch nicht beherrscht, so gibt er sich doch Shakespeares Verzweiflung in aufrüttelnder Inbrunst hin.

Es liegt etwas Verzehrendes in dem verhaltenen Gram des Prinzen, wie er im Deutschen Theater sein Dasein entschleiert. Deshalb erlahmt Moissis Hamlet, wie sein Faust ermattete. Wenn er seines Temperamentes völlig Herr geworden ist, wenn er Shakespeares Monologen den Geist und die Seele zugleich geben kann, so wird sein Können sich auf den Höhen halten. Bis dahin bleiben seine Helden, erschütternd in ihrer Unmündigkeit, pueril, in der Zartheit ihrer Sinne frauenhaft; und Liebhaber paradoxer Worte mögen ihn Deutschlands genialste Schauspielerin nennen.

*

Von Dur in Moll schien mit Hamlets Gestalt die ganze Reinhardtsche Aufführung transponiert. Das wäre nur dann schlimm, wenn alle Darsteller sich wie Ophelia-Eibenschütz in ein leeres Säuseln verloren hätten. Adele Sandrock monumentaler Königin drohen solche Gefahren nicht, denn sie weiß mit dem Brandenburger ihre Krone wie einen rocher de bronze zu stabilieren. Ihr Gemahl, der im Fürstenmantel ein so plebejisches Herz bedeckt, zeigte den vortrefflichen Paul Wegener auf neuen Wegen. Er war Künstler genug, um nicht einfach seine vielbewährte Brutalität hervorzukehren. Aber er ging im Dämpfen und Nuancieren zu weit, um schließlich bei den Symptomen einer fast chronischen Gewissensstörung anzukommen. Das schützte ihn freilich vor der bürgerlichen Behäbigkeit, der Diegelmanns Geistererscheinung im Schreiten und Reden verfiel. Diese Gestalt gehört dem wirksamsten Sprecher und Ludwig Hartau legitimierte seine Ansprüche darauf in der Hekubaszene, als meisterlicher Darsteller des Komödianten, von Leidenschaft geschüttelt und nachklingender Wirkung sicher. Er teilte die Ehren des Abends mit Winterstein's treuem Vasallen Horatio, vor allem aber mit dem überraschend guten Polonius Victor Arnolds. Der „schelm'sche alte Schwätzer“ ist auf seinen Irrpfaden zwischen Weisheit und Narrheit sehr schwer zu fassen, und Arnold darf sich rühmen, das Problem nach Hamlets Rezept durch die Bescheidenheit der Natur gelöst zu haben.

Bescheidenheit, im kargeren Wortsinne, schien auch die Parole der Inszenierung zu sein. Die Berliner, die so lange über Reinhardts Ausstattungen raisonniert haben, dürfen sich freilich nicht beklagen, wenn er ihnen jetzt zur Abwechselung spartanisch kommt. Beim „Hamlet“ hatten wir obendrein die Nachwirkungen des Münchener Künstlertheaters zu spüren, dessen Erbauer die Simplizität suchten und die Nüchternheit fanden. Erlers Vorhänge und kahle Gemächer versetzen nun aber die Menschen des Hamlet-Dichters Shakespeare ohne viel Federlesen ein paar Jahrhunderte rückwärts in die Welt des Hamlet-Chronisten Saxo Grammaticus. Von diesen primitiven Sitzkommoden führt der Weg vielleicht auf ein Wikingerschiff, aber sicher nicht auf Wittenbergs hohe Schule.

Zum Glück hat Reinhardts Regie jedoch nur auf die Tracht der Renaissance, nicht auf jene Errungenschaft in ihrem Geiste, auf die Entdeckung der Persönlichkeit verzichtet. Wie er noch in den winzigsten Rollen nach neuen Akzenten fahndet, wie er das Stumme beseelt, wie er die Welt des Hamlet und des Fortinbras, jede in ihrer Gefühlssprache, reden läßt, das bewundern die Zuhörer seiner neuen Shakespeare-Leistung in alter Dankbarkeit.

Monty Jacobs.

Gerhart Hauptmann als Vorleser.

r. l. Zum ersten Male hatte Gerhart Hauptmann gestern sein Wort und seine Wirkung von der Bühne hinter den Vortragstisch verlegt. Wie einem lange Erwarteten scholl ihm die Begrüßung der Menge entgegen, die den Saal der Singakademie dicht füllte, und in der das geistige und künstlerische Berlin (man sah Otto Brahm, Ernst Hardt, Eugen d'Albert, Lovis Corinth und viele andere „Premieren“zierden)